

№ 33. 1887.

Schein und Sein.

Roman

von

Friedrich Zimmermann.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Jane tadelte sich, daß sie nicht vermochte, ihrem Vater mit gleicher Wärme entgegenzukommen, er erschien ihr noch so fremd, sie mußte sich erst wieder an den Vater, dessen Bild fast aus ihrem Gedächtniß entschwunden, gewöhnen.

„Doch es ist Zeit, aufzubrechen," sagte er endlich. „Bei den traurigen Umständen hier im Hause dürfen wir die Leute nicht zu lange belästigen. Willst Du nicht mit mir in's Hotel fahren?"

„Laß mich jetzt noch hier," bat Jane. „Ich bin so herzlich aufgenommen worden, man braucht mich im gegenwärtigen Moment so sehr, besonders die Kommerzienräthin würde mich schwer vermissen, die arme kranke Dame unterhält sich am liebsten mit mir. Wenn Du mich am Abend abholen willst, so werde ich mich bereit halten."

„Wie es Dir am besten scheint, Kind, ich komme also gegen Abend wieder vor. Es ist mir übrigens lieb, daß Du vorläufig noch hier im Hause bleiben kannst. Im Augenblick wüßte ich nicht, was ich mit Dir beginnen sollte, da ich noch eine Angelegenheit zu schlichten habe, die eine kleine Reise, wohl gar mehrere nothwendig macht. Wenn Alles geordnet ist, dann führe ich Dich in unser neues Heim ein. Ich denke, es wird Dir gefallen, es ist die Arbeit eines ganzen Lebens wohl werth."

„Du willst für immer in Deutschland bleiben?" fragte Jane erfreut.

„Ja, Kind, es war seit Jahren mein Streben, in mein Vaterland zurückzukehren, um dort meine Tage zu beschließen, nur schien es für meine Pläne noch nicht an der Zeit zu sein. Auch hättest Du mich schwerlich jetzt schon hier gesehen, wäre nicht eine Nachricht zu mir gelangt, die meine Abreise beschleunigte. Ein Brief zeigte mir an, daß ich bei längerem Zögern Gefahr lief, auf den Preis aller meiner Mühen und Anstrengungen verzichten zu müssen, daß der Feind, den ich fest in der Hand zu haben glaubte, den Versuch machte, sich meinem Griff zu entwinden — es galt Eile, die Vergeltung hat lange genug auf sich warten lassen."

„Wovon sprichst Du? Ich verstehe Dich nicht ganz."

„Das glaube ich, mögest Du mich nie völlig verstehen lernen. Du bist in einem Zeitalter geboren, wo der Willkür überall gesetzliche Schranken gesetzt sind, wo der Mächtige nicht mehr ungestraft die Menschenrechte des Schwachen mit Füßen treten und der Edelmann mit dem Bauer nicht mehr wie mit einer Sache schalten und walten kann. Das war früher anders. Es würde Dich empören, würde Deine reine Seele vergiften, wollte ich Dir meine Jugendzeit schildern, den Uebermuth der Großen und den Abgrund von Niederträchtigkeit, den das Innere eines Menschen bergen kann. Nur dies Eine magst Du wissen, Du würdest es ja doch binnen Kurzem erfahren: es gibt einen Mann, den ich ärger hasse als das giftigste Gewürm, weil er mir die tiefste Schmach angethan hat in meinem Leben, und zwar vorsätzlich, aus Laune, aus höllischer Bosheit und mit höhnender Schadenfreude. Jetzt drehe ich den Spieß um, was damals der edle Herr dem armen Bauern gethan, das wird der Bauer, nun er sich emporgearbeitet und gewachsen ist über den Kopf seines ehemaligen Herrn hinaus, wettmachen."

Jane hatte mit steigender Bangigkeit zugehört, es drängte sie, den Vater zu fragen, wer dieser Feind sei, ihn zu bitten, Milde zu üben, den alten Haß zu vergessen, allein sie wagte es nicht, denn auf Norton's Antlitz prägte sich ein so furchtbarer Grimm aus, daß sie davor erschrak.

„Du begibst Dich doch nicht in Gefahr, Vater?" war das Einzige, was sie hervorzubringen vermochte.

„Fürchte nichts," entgeg-

Professor Dr. K. Biedermann. (S. 259)

nete er verächtlich. „Nur einen alten, feigen Wolf, dessen Zähne schon stumpf geworden sind, will ich aus seiner Höhle jagen, damit ihn die Bauern, deren Heerden er so oft geschädigt, im freien Felde mit Knütteln todtschlagen, wie er es verdient. Bei einem solchen Unternehmen kann ich Dich natürlich nicht brauchen, aber die Siegesbeute, die bring' ich für Dich mit heim." Sein Gesicht nahm wieder einen freundlicheren Ausdruck an, er war offenbar bemüht, sich der finsteren Gedanken zu entschlagen und auch bei Jane den Eindruck seiner Worte zu verwischen oder wenigstens abzuschwächen.

„Mache keine so nachdenkliche Miene, Kind," sagte er, „wir haben alle Veranlassung, heiter und zufrieden zu sein. Ich habe Dir wohl die Sache etwas zu schwarz dargestellt, es gibt eine fröhliche Jagd, wenn der Bauer jagt, besonders wenn es auf Raubzeug geht."

„Und — mußt Du das ausführen, was Du Dir vorgenommen hast?" fragte sie leise.

„Ja — doch laß uns von etwas Anderem sprechen, was Dir mehr am Herzen liegt. Hast Du mir nichts mehr zu erzählen — mir nichts mehr anzuvertrauen?"

„Nicht heute, nicht jetzt!" erwiederte Jane, der es unmöglich war, nach dem, was sie eben gehört, mit dem Vater von Bodo zu sprechen, er war ja auch ein Edelmann.

„Und warum nicht? Sind wir einander so fremd geworden, Jane? Es mag wohl so sein, da Du mich ja als Kind verlassen hast, während Du mir jetzt als vollerblühte Jungfrau gegenüberstehst. Vater und Tochter müssen sich nun erst wieder aneinander gewöhnen. Bei mir geht das wohl etwas schneller als bei Dir. denn mein Herz ist ganz frei, es schließt Niemand ein, als meine schöne, stolze, geliebte Tochter."

Jane fühlte sich durch seinen milden Ton gerührt und beschämt.

„Verzeih, lieber Vater," sagte sie, ihren Arm um ihn schlingend, „ich that Unrecht, Deine Güte so schlecht zu vergelten. Nicht wahr, Du zürnst mir nicht?"

„Wie könnte ich Dir zürnen? Es ist ja alte Satzung, daß die Tochter Vater und Mutter verlassen soll und dem Manne folgen, den ihr Herz sich erwählt. Ich muß mich schon daran gewöhnen, fortan in Deinem Vertrauen und Deiner Liebe die zweite Stelle einzunehmen, und ich will mich gern damit bescheiden, wenn ich Dich nur glücklich sehe. Du bist jetzt in dem Alter, in dem Deine Mutter war, als ich sie kennen lernte. Sie schenkte dem armen Schäferknecht Herz und Hand, obgleich sie die Tochter eines für die damaligen australischen Verhältnisse reichen Squatters war. Ihr habe ich mein Emporkommen zu danken, denn erst durch meine Heirath wurde ich in den Stand gesetzt, im Großen zu wirthschaften. Schon um des Andenkens Deiner Mutter willen fühle ich mich verpflichtet, Dir die gleiche Freiheit der Wahl zu lassen, wie diese sie besessen. Du kannst also rückhaltslos offen gegen mich sein."

„Deine gütigen Worte sind nur einer Deutung fähig. Du weißt Alles, Du hast mit Bodo gesprochen," sagte Jane.

„Auf dem Hamburger Bahnhof, unsere Bekanntschaft machte sich ganz zufällig. Du liebst diesen Mann?"

„Ja, Vater," entgegnete sie, ihm frei in's Auge blickend.

„Ich muß offen gestehen, der Herr Auswandererkommissär hat einen sehr günstigen Eindruck auf mich gemacht, aber ich wundere mich doch, daß meine Tochter nicht etwas höher hinaufgeschaut hat. Du weißt doch, ich bin ein reicher Mann."

„Daran habe ich nie gedacht, und wäre es auch der Fall gewesen, so hätte ich mich dadurch in meiner Wahl nicht beeinflussen lassen."

„Wie Deine Mutter!" bestätigte Norton. „Am Ende hast Du recht gethan, auf den persönlichen Charakter kommt es an, denn wenn es da fehlt, daran läßt sich nichts bessern. Die äußere Stellung kommt erst in zweiter Linie, was der junge Mann noch nicht ist, das kann er werden, wenn ich ihm die Hand reiche. Dein Vater hat es sich im Leben sauer werden lassen, damit Du Deinen Fuß an keinen Stein zu stoßen brauchst." Er strich ihr mit der rauhen Hand sanft über den Scheitel. „Was meine väterliche Liebe und mein Reichthum Dir an Glücksgütern schaffen kann, das soll Dir nicht fehlen, Kind. Nun geh' und hole mir den Kommerzienrath, damit ich mich verabschiede."

24.

Nach Norton's Entfernung gaben Ida's Eltern dem neu verlobten Paar freudig bewegt ihren Segen.

Kurz darauf wurde der Kommerzienrath abberufen, indem der Kassirer heraufkam und berichtete, daß kein Geld mehr in der Kasse sei.

„Es ist schon längere Zeit gar nichts eingegangen," sagte er, das hypochondrische Gesicht in bedenkliche Falten ziehend. „Als ich mir vorgestern erlaubte, den Herrn Kommerzienrath darauf aufmerksam zu machen —"

„Ganz recht, lieber Hübner," entgegnete der Kommerzienrath, „die Schuld liegt an mir, ich habe Sie vorgestern nicht recht verstanden. Ich werde gleich mit Ihnen kommen."

Darauf begab er sich in das Comptoir hinunter. In dem feuerfesten Schrank fanden sich ebenfalls keine Baarsummen, er mußte sich entschließen, nach der Reichsbank zu schicken. Während der Kassenbote fort war, begann der Kommerzienrath, dem dieser gänzliche Mangel an baarer Münze auffiel, ohne ihn bis jetzt zu beunruhigen, mit einem plötzlich wiedererwachenden Interesse für das Geschäft, dessen er sich ja doch bis zum Verkauf oder bis zur Auflösung der Firma annehmen mußte, den Inhalt des Schrankes zu untersuchen, um sich einen annähernden Ueberblick über die Geschäftslage zu verschaffen.

Dabei fiel ihm ein, daß er auch die Hypothekendokumente für Norton bereit legen müsse. Er wunderte sich, sie in dem Fache, in dem sie sonst stets aufbewahrt worden waren, nicht mehr vorzufinden. Mit wachsender Ungeduld durchsuchte er den ganzen Schrank, ohne die Papiere zu entdecken.

„Das ist merkwürdig," dachte er. „Wo mag Robert sie nur hingethan haben? Sollten sie wohl gar unter den Geheimpapieren — solche übertriebene Vorsicht wäre doch unnöthig."

Er öffnete das Geheimfach und nahm die darin befindlichen Papiere heraus — die Hypotheken waren, wie ihm ein flüchtiger Ueberblick zeigte, nicht darunter. Zum ersten Male begann in seiner Seele ein Argwohn zu keimen, daß im Geschäft nicht Alles stand, wie es sein sollte, und eine geheime Angst, die ihm förmlich die Kehle zuschnürte, überfiel ihn mit solcher Gewalt, daß er sich auf einen Stuhl niederlassen mußte.

„Es kann nicht sein, es ist ein thörichter, ein ganz thörichter Gedanke, meine angegriffenen Nerven spielen mir einen dummen Streich," sagte er zu sich selbst, um sich Muth einzusprechen, dann versuchte er sogar, über seine Angst zu lachen. „Wenn das mein Hannchen wüßte, wie würde sie mich zum Besten haben, ich, der ich mich immer rühmte, keine Nerven zu besitzen," dachte er. „Aber ich werde alt, ich fühle es, ich bin solchen Schicksalsschlägen nicht mehr gewachsen, meines Jungen plötzlicher Tod hat mir einen bösen Stoß gegeben, es ist in's Lebensmark gegangen."

Dann stand er auf, ging zum Pult und begann die Geheimpapiere durchzusehen. Wenn die Hypotheken auch nicht darunter sein sollten, so mußte er doch irgend ein Dokument, ein Schriftstück oder wenigstens eine Notiz finden, wo sie niedergelegt waren, Robert's letzte Worte hatten ihn ja auf die Geheimpapiere hingewiesen. Vielleicht hatte Robert die Hypotheken gar auf der Reichsbank deponirt? „Uebertriebene Gewissenhaftigkeit," murmelte der Kommerzienrath erleichtert, während sich sein Antlitz wieder erhellte.

Nun nahm er Blatt für Blatt, Brief für Brief, blickte hinein, verweilte bei diesem oder jenem Schriftstück längere Zeit und legte das Durchgesehene sorgfältig zu seiner Rechten auf einen Stoß. Je weiter er kam, desto düsterer und sorgenvoller wurde seine Miene, und als er jetzt einen Schuldschein über fünfmalhunderttausend Mark in die Hand bekam, da begannen ihm die Kniee so heftig zu zittern, daß er sich kaum aufrecht halten konnte. Dieses unglückselige Papier sagte ihm Alles, es gab ihm den Schlüssel zu den letzten Worten des Sohnes, die er in ganz anderem Sinne gedeutet.

„Verpfändet — er hat die Hypotheken, das seiner Ehre anvertraute Gut verpfändet!" murmelte er mit bebenden Lippen. Ein gebrochener Laut, wie unterdrücktes Schluchzen, entrang sich seiner Brust, und er barg das bleiche Gesicht in den Händen.

„Mein Name, mein guter ehrlicher Name!" jammerte er, „geschändet — durch meinen Sohn!"

Lange stand er regungslos, eine Beute der Gedanken, die ihm das Herz zerfleischten. Er durfte sich ja nicht einmal aussprechen, seinen Gram, seine Verzweiflung in keines anderen Menschen theilnehmende Brust ausschütten, die Schande fiel ja auf ihn selbst zurück, denn er war der Vater. Niemand durfte etwas erfahren — Niemand — nicht einmal seine Frau. Es würde sie unter die Erde bringen. Und Ida?

Er mußte sich aufraffen, durfte sich von der Verzweiflung nicht übermannen lassen, er stand ja nicht allein auf der Welt, er hatte Wesen, denen er zugehörte, für die zu leben und zu wirken er verpflichtet war. Und sein unschuldiges Kind, seine Ida, sie durfte nicht durch die Schlechtigkeit des Bruders leiden.

Aber war denn Robert wirklich so schlecht gewesen, hatte ihn nicht lediglich Leichtsinn, Eigenwille, falscher Ehrgeiz verleitet, vom Wege der Rechtlichkeit abzuweichen? Trug er als Vater nicht einen Theil der Schuld? Seine Nachgiebigkeit, seine Schwäche hatten das Uebel größer und größer werden lassen — er hätte längst einschreiten müssen, hätte nicht einem jungen, unreifen Manne die Führung des Geschäftes allein überlassen dürfen, er hätte — Alles, Alles fiel ihm jetzt ein, was er hätte thun können und thun müssen und was er versäumt hatte.

Die Versuchung zu leichtsinnigem Börsenspiel war ja so groß gewesen, besonders im letzten Jahre; welcher junge Geschäftsmann in Robert's Alter hätte zu widerstehen vermocht, wenn ihm so überreichliche Geldmittel zu Gebote standen, seine Talente, seine Fähigkeiten zu erproben? Welcher Reiz liegt nicht für die Jugend darin, durch keckes Wagen das Schicksal herauszufordern, im Wettlauf um das Glück den Anderen den Siegespreis abzugewinnen. Und dann kommt der Rückschlag, die Enttäuschung, ein Verlust zieht den anderen herbei, die Eitelkeit sträubt sich, den Fehler einzugestehen, die Hoffnung spiegelt dem Unseligen trügerisch vor, durch noch kühnere Einsätze das Glück zu erzwingen, die Verzweiflung verwirrt den Verstand, lockert die Grundsätze, Alles wird auf eine Karte gesetzt und so von Stufe zu

Stufe — nein, Robert war nicht so schuldig, als er zuerst geglaubt, und er — er durfte nicht das harte Verdammungsurtheil über ihn aussprechen, er, der ihn hätte leiten, zurückhalten müssen, durfte kein strenger Richter sein.

Der Kommerzienrath stöhnte laut auf, zu dem Schmerz gesellte sich jetzt auch noch die Selbstanklage.

Er ging zum Wandschrank und nahm aus demselben eine Flasche Wein und ein Glas, füllte es und leerte es auf einen Zug. Der Wein schien ihn zu beleben, er wurde etwas ruhiger.

Je mehr er seine Fassung wiedergewann, desto klarer sah er den Weg vor sich, den er zu gehen hatte. Die Schande durfte nicht in die Oeffentlichkeit kommen, er mußte seine Ehre, die Ehre der Familie, die Ehre des Verstorbenen retten. Das war seine Pflicht.

Mit diesem Entschluß erhob er sich von dem kleinen Sopha, in dessen Ecke er zusammengesunken war. Er trat wieder an das Pult und fuhr fort, die Papiere durchzusehen. Sein Gesicht war bleich, aber ruhig. Dann packte er die Geheimpapiere wieder fort und behielt nur den Schuldschein zurück, auf dem der Name des Gläubigers stand, bei dem die Hypotheken in Pfand gegeben.

Ein flüchtiger Blick auf die vorhandenen Effekten belehrte ihn, daß die Mehrzahl derselben werthlos waren, Spekulationspapiere der gefährlichsten Art. Er nahm die Bücher vor, eines nach dem anderen, und fand seine schlimmsten Befürchtungen übertroffen. Es war ja auch nicht anders zu erwarten, es mußte schon weit gekommen sein, ehe Robert sich entschlossen, die Hypotheken zu verpfänden.

Noch einmal wallte der Kommerzienrath auf. „Das — das hätte er doch nicht thun dürfen — so weit hätte er es nicht treiben dürfen!" rief er. „Er hat mich zum Bettler gemacht!"

Dann faßte ihn eine heiße Angst, ob er wohl gar nicht mehr im Stande sei, die Hypotheken einzulösen. Das war die Hauptsache, die dringendste Nothwendigkeit! Morgen kam Norton und forderte sein Eigenthum von ihm. Der Kommerzienrath nahm sich kaum Zeit, den Schrank zu schließen, warf sich in eine Droschke und fuhr davon — nach der Reichsbank. Nach mehreren Stunden erst kehrte er erschöpft zurück. Es war ihm gelungen, die Hypotheken auszulösen.

Als er am Abend auf kurze Zeit in seine Wohnung hinaufging, um die Seinigen über sein Ausbleiben zu beruhigen, traf er Fritz. Er winkte ihm zu, mit ihm zu kommen, und zog ihn in sein Kabinet.

„Herr Doktor," sagte er, „ich bin Ihnen eine Eröffnung schuldig. Sie bekommen keine reiche Frau — ‚Bach & Sohn' sind bankerott!"

25.

Die ganze Nacht hatte der Kommerzienrath damit zugebracht, die Bücher durchzusehen und die Bilanz zu ziehen. Kam er damit auch nicht völlig zu Stande, so ergab eine genauere Vergleichung der Aktiva und Passiva, soweit sich das bis jetzt übersehen ließ, doch, daß die Zukunft nicht ganz so düster und hoffnungslos war, als sie ihm im ersten Augenblicke erschienen. Vor Allem brauchte der Bankerott nicht erklärt zu werden, der Kommerzienrath sah, daß es ihm möglich sein würde, alle Verbindlichkeiten zu erfüllen und mit Ehren das Geschäft aufzugeben.

Er sprach am anderen Tage freimüthig darüber mit Fritz, der Alles that, was in seiner Macht stand, um ihn zu beruhigen und seinen Muth aufzurichten. Es schien dem gebrochenen Manne leichter zu werden, nachdem er sich Fritz anvertraut und die Last vom Herzen gesprochen. Festeren Schrittes begab er sich wieder in das Comptoir hinunter.

Die Kommerzienräthin befand sich bedeutend besser, sie sowohl als Ida wußten noch nichts von dem neuen Unglück, das sie betroffen, und auch Fritz rieth, ihnen die Sachlage, so lange es irgend anging, zu verbergen.

„Später, wenn es durchaus sein muß, erfahren sie es immer noch früh genug," sagte er. „Der materielle Verlust wird sie nicht allzu sehr erschrecken, wenn sie uns standhaft und guten Muthes sehen. Frauen finden sich gewöhnlich in veränderte Verhältnisse leichter als Männer. Wir wollen es ihnen nach und nach schonend mittheilen. Uebrigens bin auch ich davon überzeugt, daß Robert's unglückliche Spekulationen mehr eine Folge falschen Ehrgeizes und einer gewissen Selbstüberschätzung waren, meinetwegen des Leichtsinns, aber keineswegs der Schlechtigkeit."

Solche Worte thaten dem Kommerzienrath wohl und er umarmte Fritz mit Wärme.

„Nein, nein, er war nicht schlecht," sagte er, „es wäre auch ein zu trauriger Gedanke für mich. Ich danke Dir, Doktor, an Dir und Ida wollen wir noch Freude erleben. Vielleicht rette ich auch noch eine kleine Summe, ich kann es jetzt noch nicht sagen, auch ist mir der Kopf noch so wüst, die Zahlen laufen mir öfters ganz kreuz und quer vor den Augen herum. Aber warte es nur ab, ich werde mich mit der Zeit schon zurechtfinden."

Gegen Mittag kam Norton, um die Hypotheken abzuholen. Der Kommerzienrath beeilte sich, ihm die unheilvollen Papiere, die ihm in den Händen brannten, zu übergeben. Dem Grafen zu Hilfe zu kommen, daran konnte er jetzt natürlich nicht mehr denken, er hatte genug zu thun, um sich selbst vor dem Untergang zu retten. Bodo mußte eben sehen, wie er sich mit seinem Gläubiger abfand. Indessen fühlte sich der Kommerzienrath gedrungen, einige Worte zu Gunsten desselben zu sagen.

„Wenn Sie subhastiren lassen, Herr Norton," bemerkte er, „so erleiden Sie unzweifelhaft einen bedeutenden Verlust, die Ländereien und Baulichkeiten von Reinstein sind in sehr schlechtem Zustande. Dagegen scheint mir der junge Herr Graf und einzige Erbe des Besitzthums alle Garantien zu bieten, daß in nicht zu langer Zeit eine pünktliche Auszahlung und ratenweise Tilgung der Schuld stattfinden kann. Sollten Sie geneigt sein, sich mit diesem in Verbindung zu setzen —"

„Meinen Sie nicht, daß die Güter unter meiner eigenen Verwaltung noch bessere Zinsen tragen werden?" unterbrach ihn Norton mit einem so sonderbaren Lächeln, daß der Kommerzienrath verstummte.

Darauf begab sich Norton zu Jane, um sie zu einer Spazierfahrt abzuholen. Vater und Tochter kamen im Laufe der nächsten Tage häufig zusammen, machten gemeinschaftlich kleine Ausflüge und besuchten die Sehenswürdigkeiten der Residenz.

Das Gespräch kam nicht wieder auf das Vorhaben zurück, mit dem sich Norton trug und welches Jane umsomehr beunruhigte, je unbestimmter die Andeutungen waren, die er darüber gemacht. Sie fragte ihn eines Tages geradezu und bat ihn, ihr Alles mitzutheilen, allein Norton schien es zu bereuen, daß er bereits zu viel gesagt. Er wies Jane entschieden, obwohl in liebevoller Weise zurück, indem er zugleich seine Absicht kundgab, am anderen Morgen zu verreisen.

„Du wirst später Alles erfahren," sagte er, „vorläufig mußt Du Dich noch gedulden, ich spreche nicht gern über Pläne, die ich auszuführen im Begriff bin. Erst handeln, dann reden, das ist ein Grundsatz, mit dem man stets am besten fährt. Es ist ja am Ende zu entschuldigen, wenn Du Dich meinetwegen beunruhigst, doch es geschieht, verlaß Dich darauf, ganz ohne Grund."

„Ich bin nicht besorgt um Deine Sicherheit, lieber Vater, aber ich möchte Dich verhindern, eine Handlung zu begehen, die Dir vielleicht später einmal Reue verursacht. Mag ich zu weichherzig sein, es ist ja ein Fehler meines Geschlechtes, aber es schmerzt mich, daß Du es über Dich gewinnen kannst, noch nach vierzig Jahren die Vernichtung eines Feindes zu suchen, der die Beleidigung, welche er Dir zugefügt, wohl schon lange bereut hat, und jetzt, wie Du sagst, Dir gegenüber ohnmächtig ist. Den waffenlosen Feind soll man schonen."

„Es gibt Beleidigungen, die sich nie verzeihen lassen," entgegnete Norton rauh. „Laß uns nicht mehr darüber sprechen, Kind. Was ich mir vorgenommen habe, wird zur Ausführung kommen, so wahr ich ein Bauer bin."

Dabei blieb es. Jane schwieg, Norton war ebenfalls sehr einsilbig, er schien verstimmt; erst als er am Abend von Jane Abschied nahm, da er, wie er sagte, eine kleine Geschäftsreise unternehmen müsse, brach die alte Herzlichkeit bei ihm wieder durch. Er küßte Jane, redete ihr liebevoll zu, sich keinen Besorgnissen hinzugeben, und versprach, so schnell als möglich wiederzukehren.

Am anderen Tage war das schönste Frühlingswetter, das seinen günstigen Eindruck auf die Stimmung nicht verfehlte. Alle athmeten wieder freier auf.

Die Kommerzienräthin war am Morgen ein Stündchen aufgestanden und darauf in einen festen Schlaf gesunken, zur größten Freude Ida's, die darauf brannte, die Packete zu öffnen, welche soeben durch einen Lohndiener für Jane gebracht worden waren. Die beiden jungen Mädchen verließen leise das Krankenzimmer und begaben sich hinüber in Ida's Boudoir, wo diese befohlen hatte, die Packete niederzulegen.

Eilig wurden die Bindfaden durchschnitten und die Umhüllungen gelöst — ein bewunderndes „Ah!" entschlüpfte Ida's Lippen. Kleiderstoffe, Blumen, Hüte, ein kostbares Armband. „Aber Jane, das ist ja ein ganzer Bazar!" rief sie aus. „Nein, bist Du glücklich!"

(Fortsetzung folgt.)

Professor Dr. Karl Biedermann.

(Mit Porträt auf Seite 257.)

Der hervorragende Publizist und Geschichtsschreiber, Professor Dr. Karl Biedermann in Leipzig, dessen Porträt unsere Leser auf Seite 257 finden, ist am 25. September 1812 ebendort geboren, studirte Philologie und Staatswissenschaften an verschiedenen Universitäten, habilitirte sich 1835 als Privatdozent in seiner Vaterstadt und wurde 1838 zum außerordentlichen Professor ernannt. In den von ihm herausgegebenen Zeitschriften „Deutsche Monatsschrift für Literatur und öffentliches Leben", „Unsere Gegenwart und Zukunft" und „Der Herold" kämpfte er maßvoll für nationalen Fortschritt. 1848 in's Frankfurter Vorparlament, darauf in die Nationalversammlung gewählt, fungirte Biedermann als Schriftführer im Fünfzigerausschuß, sowie im Parlament selbst während dessen ganzer Dauer, ward schließlich erster Vicepräsident desselben und ging als Mitglied der Kaiserdeputation mit nach Berlin. Als Abgeordneter der sächsischen zweiten Kammer vertheidigte er von 1849 bis 1850 die deutsche Unionspolitik gegen die partikularistischen Bestrebungen, verlor aber infolge eines Preßprozesses seine Professur und siedelte nach Weimar über, wo er die „Weimarische Zeitung" redigirte. 1863 nach Leipzig zurückgekehrt, übernahm Biedermann dort die Redaktion der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" und ward 1865 in seine Professur wieder eingesetzt. 1869 bis 1876 war er wieder Mitglied der sächsischen zweiten Kammer und von 1871 bis 1874 auch Mitglied des deutschen Reichstages. In den jüngst vergangenen dreißig Jahren war es neben der politischen auch vorwiegend seine äußerst fruchtbare literarische Thätigkeit, durch welche er sich hervorgethan hat. Von Biedermann's zahlreichen Schriften nennen wir hier nur sein Hauptwerk, die große deutsche Kulturgeschichte: „Deutschland im 18 Jahrhundert",

welches eine bleibende wissenschaftliche Bedeutung behalten wird; ferner: „Deutschlands trübste Zeit, oder der dreißigjährige Krieg in seinen Folgen für das deutsche Kulturleben" und: „Dreißig Jahre deutscher Geschichte, 1840 bis 1870."

Die Pyramiden von Meroë.

(Mit Abbildung.)

Etwas oberhalb von Berber mündet der von Südosten kommende Atbara in den Nil, und das Dreieck zwischen diesen beiden gewaltigen Strömen heißt das Land Schendy, in welchem einst Meroë, die Hauptstadt des äthiopischen Reiches und der Mittelpunkt des Handelsverkehrs zwischen Indien, Aethiopien, Egypten und Libyen lag. Noch heute gewahrt man bei dem Dorfe Assur oder Haschur auf dem rechten Nilufer, etwa 75 Kilometer südlich von der Mündung des Atbara, die Ruinen jener alten hochberühmten Stadt, deren Blüthe etwa in die Zeit von 800 bis 700 v. Chr. fiel. Besonders sehenswerth sind die Pyramiden von Meroë (siehe unsere Abbildung), im Ganzen gegen achtzig an der Zahl, welche in drei Gruppen neben einander gebaut sind. Man vermuthet, daß diese Bauwerke die Gräber der einstigen Herrscher von Meroë umschließen, welche vielfach aus der Priesterkaste hervorgingen. Die Macht der Letzteren war so groß, daß die Könige sogar, wenn die Priester es befahlen, sich selbst den Tod geben mußten, eine Sitte, welche erst vom Könige Ergamenes (Ark-Amen) abgeschafft worden sein soll. Zu wiederholten Malen ist der meroitische Staat aber auch von Königinnen regiert worden, wie schon die Alten berichten und die erhaltenen Denkmäler noch bezeugen. Die Pyramiden von Meroë unterscheiden sich dadurch von allen übrigen egyptischen Pyramiden, daß sie sämmtlich am Fuße auf einer Seite einen Vorbau, eine Art Portikus haben. Da man innerhalb desselben aber nicht etwa einen Eingang in das Innere der Pyramiden vorfindet, wie man auf den ersten Blick vermuthen könnte, so liegt die Annahme nahe, daß jener Vorbau als Tempel gedient habe, um darin Opfer für die Verstorbenen darzubringen.

Glück auf!

Lebensbild

von

Eduard Braunfels.

(Nachdruck verboten.)

An einem Herbstmorgen des Jahres 1530 weckte das Morgenglöckchen von Zellerfeld die Einwohner ganz besonders freundlich aus ihrem Morgenschlummer; so däuchte es wenigstens einem rosigen jungen Mädchen, das gleich bei den ersten Glockenschlägen von seinem Lager aufsprang, lustig singend sich seine Kleider überwarf und dann hinab in die Küche eilte, um die Morgensuppe zu kochen.

„Es muß heute ein Glückstag sein," murmelte sie dabei wiederholt, „so vergnüglich ist mir seit Langem nicht zu Sinne gewesen." Und während die Flammen prasselnd durch das dürre Reis emporschlugen, begann sie ein lustiges Liedchen zu singen.



Die Pyramiden von Meroë.

Kaum hatte sie aber einen Vers gesungen, so wurde sie auch schon unterbrochen. „Ei, ei," rief ihr aus der benachbarten Stube eine Frauenstimme zu, „Du weißt doch, die Vögel, die am Morgen singen, holt am Abend die Katze."

„Ach was," versetzte das Mädchen, ohne sich in seiner guten Laune beeinträchtigen zu lassen, „ein Sprichwort ist nicht immer ein wahres Wort, zudem habe ich Grund, vergnügt zu sein. Aber zunächst guten Morgen, Mutter, wie geht Dir's, hast Du auch eine gute Nacht gehabt?"

„Ich habe leidlich geschlafen und fühle mich etwas wohler, und so werde ich mich wohl wieder erholen. Aber nun erzähle doch, was Dir so Vergnügliches passirt ist."

„Das will ich thun," erwiederte das Mädchen mit neckischer Würde, „aber Eins mußt Du mir vorher versprechen, daß Du mich nämlich nicht auslachst, denn die ganze Sache ist mir sehr ernsthaft."

„Nun, mach' mich nur nicht zu neugierig," gab die Alte zurück, „ich werde ja suchen, ernsthaft zu bleiben."

„Denn also," nahm das Mädchen wieder das Wort, „ich habe einen sehr schönen Traum gehabt, und da von meinen Träumen immer etwas in Erfüllung geht, so darf ich mit Recht höchst vergnügt sein. Mir träumte nämlich, unseren beiden Bergleuten leuchte nun endlich ein glänzender Glücksstern. Wie oft habe ich zur Mutter Gottes gebetet, sie möchte die Beiden in ihren gnädigen Schutz und Schirm nehmen und ihre segnende Hand auf sie breiten, allein all' mein Flehen war ja bis jetzt vergeblich, und schon fürchtete ich, sie würden nach dem fernen Ungarlande zurückkehren müssen, ohne hier die erhoffte Anstellung erhalten zu haben. Jetzt bin ich der festen Zuversicht, sie werden hier bei uns im Harze finden, was sie suchen, es wird ihnen wohlgehen, und der Herzog wird sie schützen und ehren nach Gebühr. Ich habe sie im Traume gesehen, wie sie in fürnehmer, langer, pelzverbrämter Schaube und mit breiter silberner Ehrenkette um den Hals die Straße daherkamen, und wie besonders das Antlitz Ferdinand's strahlte vor Glück und Behagen, daß ich ihm gleich hätte mögen —"

Sie brach ab und ihr Gesicht erglühte über und über.

„Du närrisches Kind," schalt darauf die Alte, indem sie langsam aus der Stube in die Küche gehumpelt kam, „was das für Dummheiten sind. Du solltest an ernsthaftere Dinge denken, auch Nachts im Traume. Aber ich habe schon längst gemerkt, daß Dich die Angelegenheit der beiden Bergleute mehr interessirt als manche Wirthschaftssache und daß Du nach dem Jungen, dem Ferdinand, mehr ausschaust als recht ist."

„Mutter," bat das Mädchen.

„Ja, ja, es ist so," fuhr die Alte fort, „und eine Mutter muß über den guten Ruf

Humoristisches.

Individuelle Gedanken bei Betrachtung eines reifen Kornfeldes.



Wie dankbar wollt' ich dem Himmel sein,
Hätt' ich nur Alles erst gut herein.



Ei! wenn der Roggen steht so schön und gut,
Muß ich kriegen ein Klavier und einen neuen Hut.



Wenn so das Korn ständ' alle Jahr,
Wär'n for mir Prozentcher und Profitcher rar.



So ein Kornfeld doch zu dieser Frist,
Die wahre Schatzgrube der wichtigsten Unkräuter ist.



Wär'n doch nur erst diese Felder leer,
Was das für ein herrlicher Manöverplatz wär'.



Wie schade, daß man's jetzt herunter nimmt,
Es hat so schön in die Landschaft gestimmt.



Wenn das der Hagel vernichten thät,
Wären's tausend Mark wohl auf einem Brett.



Wenn doch nur 'mal einer lief durch das Feld,
Daß ich kriegte ein gutes Anzeigegeld.



Solch einem Kornfeld bin ich gar nicht gewogen,
Hat mir schon manch' guten Fang entzogen.



Man meint', solch reifes Saatgefild,
Müßt' stimmen alle Herzen mild.



Solch Erntefeld soll Jedem geben
Ein ernstes Bild vom eig'nen Leben.



Sollt' mir's gefallen, müßt's erst sein
Verwandelt in Nordhäuser Kornbranntwein!

ihrer Tochter wachen, wie über ein heiliges Kleinod. Ich will nun zwar dem Ferdinand nicht das geringste Ueble nachreden, ich mag ihn sogar gern, denn er ist ein tüchtiger Bursch, der auch gewiß das Seine in seinem Fache gelernt hat, aber er ist ja doch arm wie eine Kirchenmaus, und ich glaube auch nicht, wenn Du es auch zehnmal geträumt hast, daß er es hier zu etwas bringen wird. Der Herzog hat selbst Bergleute genug unter seinen Landeskindern, so daß er solche aus fremden Landen nicht mehr braucht, und ich bin fest überzeugt, daß der herzogliche Bescheid, auf den die beiden Männer nun schon so lange warten, ganz einfach dahin lauten wird, daß der Herzog sie nicht verwenden könne. Dann haben sie die lange Reise von Ungarn bis hierher vergeblich gemacht, ihren kleinen Reiseschilling vollständig aufgezehrt und sind nicht viel mehr als heimathlose Bettler.

„So trüb' schau' ich nicht in die Zukunft, Mutter," versetzte das Mädchen, „gute Arbeiter, die das Ihre verstehen, haben noch allemal ihr Brod gefunden und besonders bei unserem Herzoge, der die tüchtigen Leute gar wohl zu schätzen weiß."

„Das sind so die Hoffnungen der Jugend," gab die Alte zurück, „die noch keine Erfahrungen hinter sich hat. Mag dem übrigens sein, wie ihm wolle, das sage ich Dir noch einmal allen Ernstes, mit dem Ferdinand setze Dir nichts in den Kopf. Wir sind selbst arm, und Du wirst dann zeitlebens elendiglich darben müssen, wenn Du nun auch noch einen Mann nimmst, der nichts hat, Du weißt, der Anton vom Adlerwirth drüben wirbt seit lange um Dich, und wenn Du nicht —"

„Mutter," unterbrach hier das Mädchen, „von dem rede mir nicht wieder, der ist mir aus tiefster Seele verhaßt, und ich will lieber trocken Brod essen mein Leben lang, als seine Frau werden."

Sie hatte wohl noch mehr auf dem Herzen, aber sie schwieg, denn man hörte feste Tritte die Treppe herabkommen. „Sie sind es schon," nahm die Alte jetzt wieder das Wort, „bring' also die Suppe herein." Damit ging sie in die Wohnstube zurück und begrüßte dort die eben eingetretenen beiden Bergleute Gottfried und Ferdinand Bitter, Vater und Sohn, die sich bei ihr eingemiethet und in Verpflegung gegeben hatten.

Beide Männer hatten offene, vertrauenerweckende Gesichter, aber über dem des Alten sowohl, wie über dem des Jüngeren lag eine trübe Melancholie. Durch Leute, auf deren Urtheil sie geglaubt hatten, etwas geben zu können, hatten sie sich verleiten lassen, ihre Stellen in Ungarn aufzugeben und nach dem Harz zu wandern, in der Hoffnung, hier einen sehr reichlichen Lohn zu finden; allein bitter waren sie enttäuscht worden. Von allen Thüren, wo sie angeklopft hatten, waren sie kurz abgewiesen worden, und auch ein unterthäniges Gesuch an den Herzog, in welchem sie ihre nunmehr so traurige Lage dargelegt und auf's Inständigste gebeten hatten, ihnen doch in irgend einem herzoglichen Bergwerke eine wenn auch noch so geringe Stelle zu gewähren, war noch immer nicht beantwortet worden, und die Annahme lag nahe, daß es vielleicht gänzlich unberücksichtigt bleiben werde.

In sehr gedrückter Stimmung nahmen sie daher die Morgensuppe ein, und wollten, nachdem dies geschehen war, eben darüber berathen, was wohl weiter zu thun wäre, wenn eine Antwort vom Herzog nicht baldigst eintreffen werde, als plötzlich laut an die Thüre geklopft wurde und ein Rathsdiener die dem Bürgermeister zugegangene Antwort des Herzogs überbrachte. Tief klopfte den beiden Männern das Herz, als sie das Schreiben entfalteten, während über das Antlitz Mariens ein Strahl freudiger Hoffnung ging. Schnell sollte jedoch die Enttäuschung folgen. Bald waren die wenigen Zeilen gelesen und nun ließ der Alte mit zitternder Hand das Papier sinken.

„Abermals ein abschlägiger Bescheid," murmelte er.

„Auch der Herzog will nichts von Euch wissen," brach es jetzt aus Marien hervor, „o, ich kann mir das kaum denken, es kann nicht sein!"

„Er meldet es uns kurz und bündig," entgegnete der Alte, „und so ist nicht daran zu zweifeln. Wir aber müssen nun sehen, wo wir bleiben, hier ist keine Stätte mehr für uns."

Marie hielt sich die Hände vor das Gesicht und verließ weinend das Zimmer.

Die beiden Männer suchten sich zu fassen, so gut es ging, nach so vielen Enttäuschungen mußten sie auch Kraft finden, diese letzte Hoffnung zu begraben. Nach einer kurzen Berathung fanden sie es für das Beste, alle Bemühungen, um etwa noch anderwärts in Norddeutschland ein Unterkommen zu finden, aufzugeben und wieder nach Ungarn zurückzukehren, und da sie ihr Bündel in wenigen Minuten schnüren konnten, so beschlossen sie, schon in der nächsten Stunde aufzubrechen.

Die Mutter Mariens billigte diesen Beschluß vollkommen, wußte doch auch sie keinen anderen Rath zu ertheilen. Anders war es mit Marien selbst. Das arme Mädchen war auf's Tiefste erschüttert, sie konnte es gar nicht glauben, daß alle Hoffnungen vernichtet seien, daß ihr Traum nur ein höhnisches Trugbild gewesen und daß der Mann, dem sie mit der ganzen warmen Liebe eines jungfräulichen Herzens zugethan und von dessen Tüchtigkeit und Vortrefflichkeit sie so felsenfest überzeugt war, von Allen verschmäht, sie für immer verlassen werde. Sie gab sich zunächst ganz ihrem Schmerze hin und brach in heftiges Weinen aus, dann aber nahm sie alle ihre Kraft zusammen und suchte sich zu fassen, wollte sie doch auch dem Geliebten den Abschied nicht noch schwerer machen.

Mittlerweile hatte dieser sein und seines Vaters Bündel geschnürt und stand jetzt mehrere Minuten in stummem Schmerze am Fenster. Es sollte Abschied genommen werden und er konnte sich nicht dazu entschließen. Endlich wandte er sich um. „Marie," sagte er, „muß es denn also geschieden sein, so thut uns wenigstens noch die Liebe an und gebt uns noch ein Stück das Geleite; vielleicht führen dann die Pfade, die Ihr uns zeigt, noch auf einen besseren Lebensweg."

„O, das will ich von Herzen gerne thun," rief das Mädchen hoch erfreut, „und ich denke Euch damit in der That etwas zu nützen, denn Ihr wollt doch gewiß nicht durch das Gebirge zurückkehren, sondern den bequemeren Weg durch das flache Land nehmen, und da kann ich Euch denn zeigen, wie Ihr am bequemsten den Weg nach Halberstadt und Bernburg gewinnen könnt. Ich geleite Euch durch das Thal der Innerste, wo rechts und links herrliche Wiesen liegen. Dort habe ich früher oft unsere und unserer Nachbarn Ziegen gehütet und mir auch an einem Felsen ein kleines Hüttchen gebaut, in welchem ich bei einem Unwetter Schutz finden konnte. Dort an diesem Hüttchen können wir eine kleine Rast machen und ich kann uns noch einmal ein gemeinschaftliches Mittagbrod herrichten; das Nöthige dazu werde ich mitnehmen."

Damit eilte sie auch schon in die Küche, packte mit rascher Hand Verschiedenes in einen kleinen Handkorb und erschien dann wieder im Zimmer. Darauf nahmen die Männer von ihrer alten Hauswirthin Abschied, dankten noch einmal in bewegten Worten für all' die Freundlichkeit, die sie ihnen erwiesen, und traten dann unter Begleitung Mariens ihre Reise an. Der Weg führte durch schöne Thäler, in denen sich fruchtbare, zum Theil bereits für dieses Jahr abgeerntete Felder hinstreckten, dann wurde die Landschaft romantischer, die Berge traten näher an die Straße heran und zu beiden Seiten dehnte sich ein prächtiger Wald aus, dessen stattliche Buchen sich bereits gelb und roth zu färben begannen. Die Männer achteten jedoch auf diese Naturschönheiten nicht; der Alte blickte trüb vor sich hin, und Ferdinand's Augen hingen an der anmuthigen Gestalt Mariens, die leicht und elastisch voranschritt. Lange wurde kein Wort gewechselt, es war, als wenn ihnen der schwere Schicksalsschlag jetzt alle Gedanken niederhalte. Da, als ein Wald die Wanderer aufnahm, trat Ferdinand mit einem raschen Schritte an die Seite Mariens und ergriff ihre Hand.

„Gestattet mir," sagte er, „daß ich diese Hand noch einmal in die meine nehme, die ich so gern für das ganze Leben festgehalten hätte. Es hat aber nicht sein sollen, und so gebt mir wenigstens durch einen warmen Händedruck die Versicherung, daß Ihr mir ein treues Gedenken bewahren wollet."

Marie schaute ihn mit ihren großen klaren Augen innig an. „Das kann ich Euch versprechen bei meiner Seelen Seligkeit," versetzte sie, „aber — es ist gewiß recht kindisch von mir, doch ich kann nicht anders — ich kann mir noch immer nicht vorstellen, daß Ihr für immer von uns geht. Ich habe Euch in voriger Nacht im Traum als hochangesehenen, fürnehmen Bürger in unserer Gasse daherschreiten sehen und so deutlich und klar, daß mir Euer Bild noch immer vor der Seele steht. Mir ist es daher, als müsse Euch noch ganz gewiß ein Glücksstern leuchten, als müßte plötzlich ein Glücksfall Euren ganzen Lebensweg ändern und Euch wieder zu uns zurückführen."

„Ja, wenn nur Träume nicht Schäume wären," erwiederte Ferdinand, „ich sehe nirgends eine Möglichkeit, durch die wir auf einen freundlicheren Lebensweg einlenken könnten."

„Nun, dann wollen wir wenigstens an meinen Hoffnungen noch so lange festhalten, als wir zusammen wandern," entgegnete das Mädchen, „und mit ihnen auch noch unsere letzte gemeinsame Mahlzeit würzen," setzte sie hinzu, „denn dort sehe ich meine Hütte auftauchen, in der ich Euch noch eine Stärkung für Eure lange Wanderung bereiten will. Hoffentlich haben die letzten Regen meinen kleinen Herd, den ich mir aus Felssteinen gebaut habe, nicht wieder hinweggeschwemmt, wie schon einmal."

Die Bäume waren jetzt wieder etwas vom Wege zurückgetreten und es öffnete sich eine kleine Waldwiese, an deren jenseitigem Ende, an einen Felsen gelehnt, sich eine kleine, aus Holzstämmen, Steinen und Rasenstücken gebaute Hütte zeigte. Marie nickte dem elementaren Bauwerke freundlich zu, wie man einen alten Bekannten begrüßt, dann ließ sie die Hand Ferdinand's los und eilte voraus, um im Voraus zu sehen, ob auch noch Alles zum Empfang ihrer Gäste einigermaßen im Stande wäre. Wind und Wetter hatten dem leichten Bau freilich arg mitgespielt, aber mit kundiger Hand wußte sie schnell hier einen locker gewordenen Stein, dort ein etwas herabgeglittenes Rasenstück wieder zurechtzurücken, dann fegte sie rasch die vielen gelben Blätter von der Bank, welche vor dem Hüttchen neben dem Eingange angebracht war, und von dem kleinen Vorplatze hinweg, und als die Männer nun herzutraten, begrüßte sie dieselben freundlich und lud sie ein, auf der Bank Platz zu nehmen, sie werde jetzt schnell den kleinen Imbiß bereiten. Darauf sprang sie hinüber zu ihrem seitwärts gelegenen Herd, baute die Felssteine, die ziemlich auseinander gefallen waren, wieder einigermaßen zusammen, suchte trockenes Holz,

hing, indem sie geschickt den Ast eines Baumes benutzte, ihr mitgebrachtes blechernes Kesselchen über der Feuerstätte auf und bald prasselten die Flammen lustig empor. Doch nur kurze Zeit sollte Alles so ordnungsmäßig sich entwickeln; plötzlich, als sie sich noch einmal nach etwas dürrem Reisig umsah, gab es ein Gekrach und ein Gepolter, — der nur allzu flüchtig wieder hergestellte Herd fiel vollständig auseinander, und eine ganze Anzahl von Steinen rollte die Wiese hinab. Erschrocken sprang Marie herzu und auch Ferdinand kam herbeigeeilt, um das kleine Bauwerk wieder aufzurichten, aber kaum hatte der Letztere einige Steine wieder herzugetragen und wieder um das Feuer aufgebaut, als er plötzlich in seinem Thun innehielt und verschiedene der kleinen Felsstücke, die er soeben übereinander geschichtet, sowie dasjenige, welches er eben in der Hand hielt, aufmerksam betrachtete. Von verschiedenen dieser Steine, und auch von dem in seiner Hand befindlichen, waren durch das Herabfallen und Herabrollen allerlei Ecken und Kanten abgestoßen worden und nun blitzte es ganz eigenartig in diesen frischen Bruchflächen. Wiederholt schüttelte er den Kopf, dann nahm er seinen Bergmannshammer aus seinem Gürtel und hieb noch ein Stück von dem Steine in seiner Hand ab. Kaum war diesen aber abgesprungen, so stieß er einen lauten Freudenschrei aus. „Glück auf! Glück auf!“ rief er und schwang den Stein in der Luft. „Ja, wahrhaftig, Vater, Glück auf! Marie, Glück auf! Ich kann mich nicht irren, es muß so sein, in diesen Felssteinen sind Silberadern, und da, wo diese Steine her sind, muß auch noch mehr edles Erz sein!“

„Gerechter Himmel!“ rief der Alte, sprang von der Bank empor und eilte herzu. „Aefft Dich auch nicht ein hämischer Berggeist?“ Auf Mariens Antlitz aber strahlte eine triumphirende Freude. „So wird doch mein Traum also in Erfüllung gehen!“ jubelte sie.

„Nein, Vater, ich kann mich nicht irren,“ versetzte Ferdinand, dem Alten den Stein hinreichend, „es kann nicht sein. Sieh' selbst, hier blinkt das reine Silber zu Tage.“

Der Alte prüfte und mußte nun ebenfalls den Stein für in hohem Grade silberhaltig erklären. Damit schwand jede Abschiedsstimmung. An ein Zurückwandern nach Ungarn war jetzt, wenigstens vorläufig, nicht mehr zu denken. Zunächst wurden sämmtliche Steine, aus denen der Herd gebildet war, auf ihren Silbergehalt geprüft, und da sich die meisten als sehr stark silberhaltig erwiesen, wurden sie sämmtlich in die Hütte getragen; sodann spürten die Männer, während Marie ihr brennendes Reisig so gut als es eben ging zusammenhielt, den Ort auf, von wo die Felsstücke genommen worden waren. Dieser wollte sich ihnen anfangs gar nicht offenbaren, endlich entdeckten sie ihn aber dennoch unter einem großen Erlenbusche, wo eine kleine Quelle hervorrieselte. Diese hatte offenbar ein Hirt oder ein Feldarbeiter einmal erweitert, und dabei verschiedene losgebrochene Felsstücke liegen lassen, welche von dem Wasser der Quelle, auch wohl vom Regen, weiter hinabgespült worden waren, bis sie Marie eines Tages aufgelesen und zu ihrem Herdbau verwendet hatte. Sie versicherten sich nun hier noch durch verschiedene Abschläge, die sie direkt vom Felsen machten, daß das edle Erz auch noch weiter in diesem vorhanden sei, und als sich ihre Vermuthungen bestätigten, beschlossen sie, sich mit mehreren Probestücken sofort direkt nach Wolfenbüttel zum Herzog zu begeben und diesem unter Vorzeigung derselben von ihrer Entdeckung Mittheilung zu machen.

Das Abschiedsmahl Mariens, welches unterdessen fertig geworden war, gestaltete sich daher nun zu einem Festschmause, der besser schmeckte als die köstlichsten Speisen einer fürstlichen Tafel, und auch der Abschied war nur ein leichter und fröhlicher, durfte man ja doch auf ein baldiges Wiedersehen hoffen.

In Wolfenbüttel erregte, wie zu erwarten war, die Entdeckung der beiden Bergleute großes Aufsehen; Herzog Heinrich war hoch erfreut über den Fund, unterhielt sich längere Zeit mit den beiden Männern und beauftragte sie sodann, indem er sie reich mit allen Mitteln ausstattete, mit der kunstgerechten Aufschließung des Silberlagers. Infolge dessen ertönten bei der sonst so stillen Hütte Mariens bald laute Axt- und Hammerschläge, und ein buntes, geschäftiges Leben entfaltete sich. Nicht lange, so erhoben sich Häuser, Schmelzöfen — und abermals nach kurzer Zeit gingen mit schweren Silberbarren befrachtete Wagen nach Wolfenbüttel ab. Damit war das Glück der beiden wackeren Männer festgegründet; der Herzog Heinrich stattete den alten Bitter mit einem Begnadigungsbriefe aus, der ihm eine Anzahl Gefälle und Einkünfte des Amtes Liebenburg, das damals braunschweigisch war, zuwies, so daß sich der alte Mann bald zur Ruhe setzen konnte und nun einen sorgenfreien, sonnigen Lebensabend genoß. Ferdinand aber ernannte er zum lebenslänglichen Oberleiter des Bergwerkes und ließ ihm ein schönes, stattliches Haus bauen, in welches die rosige Marie aus Zellerfeld sehr bald als Hausfrau einzog, um in ihm fortan als Gattin und Mutter mit allezeit heiterem Sinn einem stets behaglichen und wohlgeordneten Hausstande vorzustehen.

Das Bergwerk rechtfertigte die Hoffnungen, die es erweckt, auch fürder in hohem Grade, besonders seit Ferdinand einen sehr tiefen Stollen, den sogenannten Sachsenstollen, der noch heute existirt, in den Felsen getrieben hatte. Bei dem Aufschwunge, den infolge dessen das ganze Unternehmen nahm, siedelten sich auch immer mehr Leute in dem Thale an, und so entstand in verhältnißmäßig kurzer Zeit ein volkreiches und lebhaftes Oertchen, das nach dem Thale, in dem es lag, Lautenthal genannt wurde, bald Stadtrechte erhielt und nun schon seit lange zu den freundlichsten Bergstädten des Harzes zählt.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Ein „fliegendes Blatt“. — In der Zeit vor Beginn des 30jährigen Krieges begannen in Deutschland die ersten Anfänge unserer heutigen Zeitungen aufzutauchen. Es waren dies die sogenannten „fliegenden Blätter“, kleine Bogen schlechten Papiers, auf welchen in heute kaum mehr entzifferbarer verschnörkelter Druckschrift gereimt oder in Prosa die neuesten „Mordsgeschichten“ erzählt werden, in ganz ähnlicher Weise, wie man es noch gegenwärtig von herumziehenden Bänkelsängern hören kann. Vor uns liegt ein solches „fliegendes Blatt“, welches dreihundert Jahre alt ist und auch schon recht ehrwürdig aussieht. Sein Titel lautet: „Erschreckliche neue Zeitung von einem Mörder, Christman genannt, welcher ist gericht worden zu Bergkessel den 17. Juni dieses 1581. Jahres, welcher von seiner Jugend 964 Mörd begangen und gestift. Durch Caspar Herber von Lochem. Erstlich gedruckt zu Mainz 1581. 4.“ — Der Inhalt der Schrift enthält Folgendes: Am 27. Mai 1581 wurde zu Bergkessel ein Mörder gefangen, Namens Christman Genipperteinga, gebürtig aus Körzen bei Cölln, der seit 13 Jahren die Gegend unsicher gemacht und sich seit 7 Jahren in einem nahe belegenen Walde, dem sogenannten Fraßberg, verborgen gehalten hatte. Hier hatte er seine Höhle, in der er das geraubte Gut verbarg, „man hätt' wohl damit,“ sagt unsere Quelle, „ein eigenen Jahrmarkt versehen können. In Summa, es ist auf das geringst geschätzt worden siebenzig tausend Gulden werth.“ ... In dieser wohl eingerichteten Höhle fand man auch ein Register, in dem Christman Genipperteinga jede einzelne Mordthat sorgfältig aufgezeichnet hatte; der Unmensch sagte später bei der peinlichen Frage aus, „wenn er die Zahl erfüllt hätte, daß er tausend Menschen hätte umgebracht, wollt er Vergnügen gehabt haben.“ Christman wurde durch sein eigenes Weib verrathen, eines Faßbinders Tochter aus Poppert am Rhein, die er, wenn er auf Raub auszog, in seinem Schlupfwinkel an Ketten schloß. „Nun hat es aber Gott geschickt, daß sich sein Weib geklagt, und ihn gebeten, er solle sie doch einmal in die Stadt lassen, auf daß sie möcht doch fremde Leute sehen. Darauf er ihr Erlaubniß gegeben hat; doch hat er sie zum andernmal beeidigt, daß sie ihn nicht verrathen wölle. Ueber das ist sie in die Stadt Bergkessel gegangen, und da sie die Menschen gesehen hat auf der Gassen laufen, ist ihr der Unmuth zu Herzen gangen, und sich selbst erbarmet, ist sie niedergeknieet ... und hub erbärmlich an zu schreien und zu weinen, daß es männiglich erbarmet hat, und doch nicht gewißt, was die Ursach wäre.“ ... Vor den „Obersten der Stadt“ geführt und in „Beysein hochgelehrter Leut“ gefragt, ob sie nicht bekennen wolle, gibt sie auf vieles Zureden an, daß sie vor sieben Jahren auf der Reise nach Trier zu ihrem Bruder von Christman überfallen worden sei und dieser sie gezwungen habe, sein Weib zu werden. Sie habe sechs Kinder gehabt, Christman aber habe ihnen „das Genick eingedruckt und sie aufgehenkt und ausgedehnt, und sobald der Wind die unschuldigen Kindlein bewegt, hat er gesagt: tanzt, lieb Kindlein, tanzt, Genipperteinga, euer Vater, macht euch den Tanz.“ ... Sie gesteht auch schließlich, wie Christman am leichtesten zu fangen ist, und kehrt mit einem Sack voll Erbsen, die sie unterwegs verstreut, nach der Höhle zurück. Dreißig wohlbewaffnete Männer — denn „wären nur selb drei oder vier gekommen, hätt er alles ermördt“ — folgen der Erbsenspur, finden den Räuber schlafend und binden ihn. „Als er sich nun solches befunden, hat er angefangen: o du treulose Verrätherin ... hätt ich das gewißt, ich wollt dich längst erwürgt haben. Aber da hatt kein Rettung helfen können, sondern er ist gefänglich hingeführt worden und peinlich befragt, und er alsbald auch bekannt ... Ueber dasjenig ist er verurtheilt worden, und bis auf den neunten Tag auf dem Rad gelebt, und täglich mit gutem Getränk gestärkt worden. Das Gut, so man in den Höhlen gefunden, sammt dem Weib, hat man in eine besondere Behausung gebracht; was man damit machen wird“ — so schließt unser „fliegendes Blatt“ — „ist noch unbewußt.“

[v. Z.]

Deutsch[illegible] in Süd[illegible]. — Es gibt eine ziemliche Anzahl Deutscher in Südafrika, namentlich in der vom Kaplande getrennten Kolonie Britisch-Kaffraria, wo sich der Rest der deutschen Legion aus dem Krimkriege (1853 bis 1856) mit Unterstützung der englischen Regierung angesiedelt hat. Während des Sepoy-Aufstandes in Indien (1857) fanden allerdings Viele am Kriegswesen mehr Gefallen als an landwirthschaftlicher Thätigkeit, und zogen wieder zu Felde, aber die von den Legionären verlassenen Dörfer sind jetzt von pommer'schen Bauern bewohnt, welche über Hamburg hierher auswanderten und durch ihren Fleiß und ihre Ausdauer auf dem Wege sind, reiche Leute zu werden. Es heimelt Einen ganz eigenthümlich an, wenn man diese kräftigen nordländischen Bauern mit ihren Familien in King-Williams-Town zu Markte kommen sieht: der Mann in seinem langen blauen Tuchrocke mit blanken Metallknöpfen, und die Frau ein schwarzes Seidentuch um den Kopf geschlungen, das Kleid noch immer nach pommer'schem Schnitt, noch immer in blauen Strümpfen und schweren dicken Schuhen. Die Alten reden wie zu Hause plattdeutsch, aber die Kinder verlernen die Sprache der Heimath und sprechen einen wunderlichen Jargon von Plattdeutsch, Holländisch und Englisch, aus dem sich vielleicht, wie in Pensylvanien, mit der Zeit ein besonderer Dialekt herausbildet. Auch auf die gesellschaftlichen Verhältnisse sind die deutschen Einwanderer nicht ohne Einfluß geblieben. Die deutschen Kolonisten ließen sich nämlich in ihren altgewohnten Sonntagsvergnügungen, trotz des Aergernisses, welches sie den englischen Pietisten dadurch gaben, nicht stören, und jetzt findet man es ganz in der Ordnung, an Sonntagen zu musiziren, zu tanzen, Kegel zu schieben und sich den verschiedensten geselligen Freuden hinzugeben. Selbst die Engländer lernen einsehen, daß man sich bei Tanz und Spiel harmlos vergnügen kann, ohne sich dabei betrinken zu müssen und den „Sabbath“ zu entheiligen. Noch wird das deutsche Element durch die Abkömmlinge der „Waldecker“ verstärkt, jener deutschen Soldaten der

einstigen batavischen Republik, welche zur Zeit der Uebergabe des Kaplandes an die Engländer 1815, als ihre Regimenter aufgelöst wurden, sich dauernd in der Kolonie niederließen. [R.]

Das älteste Handelshaus der Welt, wenn man China abrechnet, in dem bekanntlich die Kultur um einige tausend Jahre älter ist als bei uns und über dessen alte Handelsfirmen wenig bekannt, ist die noch heute in Paris bestehende Firma von Legras & Comp., deren Geschäftshaus von der Eröffnung bis heute im Maraisviertel lag. Dasselbe wurde gegen das Ende des 15. Jahrhunderts gegründet und ist in jeder Beziehung konservativ gewesen. Abgesehen davon, daß es mit dem Geschlecht seiner Besitzer im Laufe der Jahrhunderte niemals gewechselt, noch je fallirt hat, besitzt es nicht allein in allen seinen Räumen das alte Meublement, soweit es nicht abgängig durch Unbrauchbarkeit geworden ist, sondern auch alle Ein- und Ausgabenbücher der verflossenen vier Jahrhunderte. Man findet darin die berühmtesten Namen der französischen Geschichte, und ihr Inhalt ist für die Kenntniß der Bedürfnisse früherer Zeiten und der allmähligen Preissteigerungen kulturhistorisch von so bedeutendem Werthe, daß es in der That unbegreiflich erscheint, daß diese Handlungsbücher noch von keinem französischen Historiker ausgebeutet worden sind. [J.]

Indianermädchen aus Tula.

(Mit Abbildung.)

Am Nordausgange des Thales von Mexiko liegt die ehemalige Königsstadt Tula, welche das aus dem Norden kommende, zum Stamm der Nahuas gehörende Volk der Tolteken gründete, als Mexiko um das Jahr 596 n. Chr. von ihnen erobert wurde. Während eines Zeitraumes von vier Jahrhunderten verbreiteten sie in Anahuac — dem Plateau von Mexiko — eine hohe Kultur, bis sie durch die Azteken verdrängt wurden. Heutzutage ist Tula ein stiller Ort, dessen Marktplatz, den die einer Festung ähnliche Kirche, die Gebäude der Präfektur, des Distriktsgerichts und der Post umgeben, während der Woche ganz verödet daliegt. Nur Sonntags entwickelt sich mehr Leben auf demselben, da alsdann die Indianer der Umgegend mit Gartenfrüchten und sonstigen Waaren zu Markte kommen. Die Indianertypen, welche der Reisende dort gewahren kann, zeigen auffallende Verschiedenheiten und Abweichungen von einander. Die mannigfaltigsten Abstufungen, von den scharfgeschnittenen Gesichtszügen des egyptischen Typus bis zu den verschwommenen Linien des breiten Kalmükengesichtes, zeigen sich unter den Physiognomien jener braunen Gestalten, deren Gesammtzahl in Mexiko auf etwa 4½ Millionen veranschlagt wird. Als von besonders reinem Typus dagegen fallen unter ihnen manche der Indianermädchen aus Tula selbst auf, welche, wie unsere Abbildung beweist, sogar nach europäischen Begriffen für schön gelten dürfen. Sie sind groß und schlank gewachsen, haben feurige Augen mit kühn geschwungenen Brauen, feingeschnittene Züge, reichen Haarwuchs, auffallend helle Haut, und können in ihrer bunten Tracht gar wohl für Ueberreste des alten, durch seine Schönheit ausgezeichneten Herrschervolkes der Tolteken gelten.

Indianermädchen aus Tula (Mexiko).

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 34.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 32:
Munterkeit ist zu jedem guten Erfolge unentbehrlich.

Räthsel.

Ich war ein Patriarchenweib;
Macht Du Dir den Zeitvertreib,
Zu verwandeln Kopf in Fuß,
So werd' ich mit diesem Schluß
Schnell ein rother Papagei,
Der Dich quält mit heiser'm Schrei. [R. Frantz.]

Auflösung folgt in Nr. 34.

Arithmogriph.

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10 eine Blume. 2. 5. 4. 2. 9. 7. 2 biblische Königin. 3. 2. 1. 2. 9 ein Wasserlauf. 4. 2. 6. 10. 9 ein deutscher Fluß. 5. 2. 1. 5. 10 eine Verwandte. 6. 10. 7. 9. 3. 4. 10. 1 eine Blume. 7. 8. 4. 2. 1. 1 ein männlicher Name. 8. 5. 4. 10. 9. 9. 8 Titel einer Tragödie. 9. 2. 5. 10. 7. 1 eine todte Sprache. 10. 9. 9. 7. 8. 5 ein englischer General. [Franz Marx.]

Auflösung folgt in Nr. 34.

Auflösung des Räthsel-Sonetts in Nr. 32: Rücken.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt, gedruckt und herausgegeben von
Hermann Schönlein in Stuttgart.